

Thomas Schlegel

Bewegungsfähig und zukunftssträftig

Ergebnisse und Fragen aus dem bisherigen Prozess¹

»Was habt Ihr denn nun erprobt? Und: Hat es funktioniert?« Relativ häufig hören wir diese Fragen; sogar schon nach wenigen Monaten Programmlaufzeit. Der Wunsch, Ergebnisse zu sehen, ist groß. Dahinter steckt wohl die Sehnsucht nach Erkenntnissen, die in der derzeitigen Kirchenkrise helfen könnten. Vielleicht zeigt sich bei den Erprobungsräumen eine Blaupause? Offenbaren sich hier Modelle, die an anderen Stellen angewandt werden könnten? Könnten sie der wandenden Volkskirche zu neuem Leben verhelfen?

Nichts weniger als diese Erwartungen umgeben die Erprobungsräume; so wie andere Reformprogramme. Deswegen gehört zur vorliegenden Publikation auch die Dokumentation erster Ergebnisse und Erfahrungen, die vor Ort und in der Steuerung des Prozesses gemacht wurden. Freilich müssen sie in mehrfacher Hinsicht relativiert werden: 1) Auch nach fünf Jahren ist es noch viel zu früh, um handfeste »Erkenntnisse« zu erlangen, die gesichert sind und andernorts implementiert werden könnten. 2) Es sind vielmehr erste Bilder, die entstehen; Tendenzen, die sich abzeichnen; Eindrücke, die wir gesammelt haben und die ich hier recht unsystematisch präsentieren werde. 3) Es würde alle Beteiligten überfordern, wenn die Messlatte solcher ersten Ergebnisse die grundlegende Kirchenreform wäre. Davon braucht dieser Beitrag – und die Erprobungsräume als Programm – eine umfassende Entlastung. Eine Instrumentalisierung würde das zarte innovative Klima, das am Entstehen ist, erdrücken und so würde das Potenzial der Erprobungsräume gerade verspielt.

Auch andere Artikel in dieser Rubrik (und dem ganzen Buch) widmen sich den Erfahrungen mit Erprobungsräumen und ersten Ergebnissen. Ihre Stimmen

¹ Die folgenden Beobachtungen sind Ergebnis vieler Gespräche, fortwährender Reflexionen und auch manch kontroverser Diskussion – mit Vertretern des Dezernats, dem Team Erprobungsräume, der Steuerungsgruppe und dem Fachbeirat. Ihnen sei an dieser Stelle ausdrücklich gedankt!

sind als Ergänzung des Vorliegenden zu verstehen. Manche Doppelung möge sich als andere Perspektive entpuppen oder in eine offene Frage münden. Damit würde der Zustand dieses Prozesses, der veränderlich und vielschichtig ist, angemessen eingefangen. Als Gliederung für die folgenden Beobachtungen übernehme ich die Unterscheidung, die in 1.1 getroffen wurde: So werden in einem ersten Teil die Eindrücke geschildert, die in und mit den Erprobungsräumen vor Ort gesammelt wurden; danach werden die Erfahrungen mit dem landeskirchlichen Prozess, also den Erprobungsräumen zweiter Ordnung, präsentiert.

Die Skizze einer bewegungsförmigen Kirche vor Ort

Zurück zu den Fragen, die an uns herangetragen werden: »Was habt Ihr denn nun erprobt? Und: hat es funktioniert?« Wie gesagt, solche Fragen deuten eine Sehnsucht an. Sie vermitteln aber auch ein Bild vom Erproben, das nur zum Teil auf den EKM-Prozess zutrifft. Im Hintergrund höre ich ein Verständnis mitschwingen, das möglicherweise von Firmen-Start-Ups inspiriert ist: Als würden die Verantwortlichen im Landeskirchenamt Ideen sammeln – oder Bereiche (E-Mobilität etc.) identifizieren –, mit bzw. in denen verheißungsvolle Pioniere beauftragt werden. Wenn diese erfolgreich waren, entsteht ein neuer Prototyp von Kirche, der dann in Serie gehen kann. Wie schon mehrfach in diesem Buch geschildert: Das ist nicht das Konzept der Erprobungsräume. Die Gemengelage für protestantische Kirche ist derzeit so komplex, dass niemand fertige Ideen in der Schublade lagert, die nur noch umzusetzen wären. Nicht einmal die Identifizierung von verheißungsvollen Segmenten (z. B. Arbeit mit Kindern) gelingt ohne weiteres. Wir müssen erproben, wo und womit Resonanz zu finden ist. Das ist Teil der Erkundung, auf die wir uns begeben haben. Für eine diesbezügliche Auswertung ist es noch zu früh: Die Ansätze der Erprobungsräume, ihre Kontexte und Felder, in denen sie tätig sind, ist zu verschieden, um bereits Cluster zu bilden und daraus »Modelle« zu identifizieren. Die Resonanz entsteht vielerorts erst.

Deshalb soll an dieser Stelle ein Bild gezeichnet werden, kein bis in das letzte Detail ausgepinseltes Ölgemälde, sondern eher eine Skizze. Einzelne Striche sollen es sein. Sie mögen einen ersten vagen Eindruck vermitteln von dem, was entsteht, wenn sich Christen auf Erkundungsreise begeben. Vielleicht helfen sie der Leserin weiter in dem, was für uns teilweise noch offen ist: Gibt es gemein-

same Linien der Erprobungen? Erkennt man wiederkehrende Muster? Sind einige Bereiche dieser Skizze elaborierter als andere? Wo sind die Striche noch zu ungenau – vielleicht idealisiert? Wo müssen sie korrigiert werden? In der Hoffnung, dass durch die Skizze ein inneres Bild von dem entsteht, was da vor Ort an Kirche wächst, beginne ich zu zeichnen.

Der erste Strich ist allerdings kein schmaler. Er zieht sich durch das ganze Buch und wird durch die anderen Belegstellen zu einem deutlich wahrnehmbaren: Es sind *Personen*, die die Erprobungen mit ihrem Charakter, ihren Begabungen, Sehnsüchten und ihrem Anliegen füllen. Viel stärker als in klassischen Kirchengemeinden läuft alles auf die Agierenden zu. Sie prägen die Arbeit maßgeblich, oft haben sie sie initiiert, sie sind Knoten in einem Netz aus Beziehungen. Dabei treten einzelne Persönlichkeiten stärker als andere hervor (sog. Entrepreneure, Pioniere, *heros*²), aber es sind keine Einzelnen, eher Teams³, die in einer Dienstgemeinschaft stehen. Das Miteinander auf Augenhöhe ist typisch, trotz klarer Verantwortungsbereiche leitet man kooperativ. In einigen Erprobungsräumen hat sich das Team verbindlichere Formen des Miteinander vereinbart, man teilt Leben miteinander, bis hin zu kommunitären Formen. Diese scheinen besonders für junge Christen an Attraktivität zu gewinnen.

Eine jüngst in der Steuerungsgruppe diskutierte Frage lautet, ob die Schlüsselstellung Einzelner an Hauptamtlichkeit geknüpft ist. Führt nicht »das Dilemma der Ressource ›Zeit‹ (freigestellt für ...) als strukturelle Bedingung nach wie vor zu (unbewussten oder unterschwelligen) Hierarchien?«⁴ Abstufungen, auch zwischen den hauptamtlichen Mitarbeitern, kann man allerdings abfedern. In einem Erprobungsraum z. B. sind alle Angestellten in dieselbe Tarifgruppe eingestuft. Andere Stimmen betonen, dass durch »die Arbeit von Hauptamtlichen die Arbeit von Ehrenamtlichen entstehen und gefördert werden kann«⁵. Im Ganzen bestätigt sich aber der Eindruck der Augenhöhe, auf der man sich begegnet.

² Vgl. zu den Schlüsselpersonen und zu sozialer Innovation insgesamt, s. o. »Die Pionier-Personen« in diesem Beitrag. Dort findet sich auch weitere Literatur.

³ Nur ein einziger Erprobungsraum besteht aus einem Pionier, der freilich seine Mitstreiter an verschiedenen Orten findet und so auch von einem Beziehungsgeflecht umgeben wird.

⁴ JOHANNES BECK, Sammlung von Erfahrungen mit und Fragen zu den Erprobungsräumen, (unveröffentlicht), Januar 2021.

⁵ MATTHIAS HEINRICH, Sammlung (s. Anm. 4).

Oder anders: Durch die meist hohe Identifikation mit der Sache gerät in den Hintergrund, ob jemand angestellt ist oder nicht. Das hohe Engagement und die große Beteiligung können zu anderen Spannungen führen: Warum wird er/sie bezahlt, wo wir uns alle gleich viel einbringen?

Die zentrale Rolle der Personen ist indes nicht überraschend. Das legt die Literatur über Innovationen und Erfahrungen anderer Kirchen-Startups nahe. Da es in Neugründungen noch keine Strukturen gibt, die verwaltet werden bzw. Gewohnheiten, die bedient werden müssen, bleiben als dominante Faktoren die agierenden Menschen übrig – mit ihren Anliegen. Diese allerdings prägen mindestens ebenso stark und sind allerorten präsent. Wenn man Erprobungsräume besucht, bekommt man die Vision erklärt, was für deren Umsetzung noch zu tun ist und woran es hakt. Der Raum ist erfüllt von der eigenen Mission. Es wird sofort klar: Die Menschen hier wollen etwas.⁶

Ausgerichtet sind die Erprobungen oft auf die Bedarfe des Umfeldes. Der Sozialraum spielt eine große Rolle.⁷ Besonderen sozialen Nöten (Vereinzeln, Drogenkonsum, prekäre Verhältnisse) oder der Sehnsucht, z. B. nach Gemeinschaft, versuchen sie zu begegnen. Der Wunsch nach ehrlichen Begegnungen, Emotionen und nach Echtheit spielt eine große Rolle für die Arbeit. Man möchte Menschen ermöglichen, so sein zu können, wie sie sind.

Ein Steuerungsgruppenmitglied, selbst einige Jahre Leiter eines Erprobungsraumes, formulierte es so: »Erprobungsräume tun häufig soziale oder kulturelle (jedenfalls auf Gemeinschaft zielende) Arbeit. Ihre Wirksamkeit wird z. B. daran sichtbar, dass sie von anderen Akteuren desselben Sozialraums (z. B. Kommune, Vereine, Presse) berücksichtigt werden oder diese auf den jeweiligen Erprobungsraum verweisen oder diese selbst Partnerschaften/Beteiligungen mit dem Erprobungsraum (für bestimmte Projekte) initiieren. Die Wirksamkeit im Sozialraum bemisst sich oft nicht nach den klassischen Kategorien ›Verkündigung‹, ›Heil‹, ›Religion‹, sondern nach ›Förderung von Lebensqualität‹, ›positive Steige-

⁶ Über die hohe Bedeutung des Anliegens von Akteuren vgl. GERHARD WEGNER, Religiöse Produktivität. Sozialwissenschaftliche Vermutungen über das Geheimnis attraktiver Kirchengemeinden, in: PHILIPP ELHAUS / MATTHIAS WÖHRMANN (Hg.), Wie Kirchengemeinden Ausstrahlung gewinnen. Zwölf Erfolgsmodelle, Göttingen 2012, 187–198, hier 192–194.

⁷ Vgl. auch das Ergebnis der Evaluation hinsichtlich der »Kontext- und Kundenorientierung« in Beitrag 2.4.

rung und Gestaltung des Sozialraums« etc. Letzteres kann im Sinne des Dienstes am Menschen zumindest aus einer bestimmten theologischen Perspektive heraus gleichwohl als vollwertiges Umsetzen des Evangeliums mit eigenem Recht verstanden werden.«⁸

Dementsprechend arbeiten Erprobungsräume *beziehungsorientiert*. *Verlässlichkeit* und *Nähe* sind Leitwerte. Demgegenüber treten das feste Programm – wenn es überhaupt eines gibt – oder vereinzelte Angebote in den Hintergrund. Sie sind durchaus wichtig, um Kontaktflächen zu generieren, aber Veranstaltungen stehen im Dienst von persönlichen Begegnungen. Trotz aller Organisation und Einbindung in die Institution Kirche: Erprobungsräume werden nicht als institutionelle Stützpunkte wahrgenommen, die ein Programm abspulen oder Bewährtes verwalten. Hier begegnet man Menschen und nicht Türschildern mit Öffnungszeiten.⁹

Die Atmosphäre im Erprobungsraum ist denn auch von Kreativität und Offenheit geprägt. Man ist *nicht fertig*; Dinge sind im Werden und es geht eher menschlich und ungesichert zu. Wenn ich beispielsweise mit der Regionalbischöfin zu Besuch bin, wird erst einmal ein passender Tisch zum Setzen gesucht. Für den Kaffee gibt es nicht das Designergeschirr, sondern mal einen weißen Becher oder eine grüne Tasse. Das Wasser kommt aus der Leitung; der IKEA-Krug ist Standard. Das Improvisieren stört nicht. Dinge sind handgemacht und wirken echt. Als eine Besuchergruppe aus Württemberg einige Erprobungsräume besuchte, war für sie das Überraschendste: »Die haben kein klares Bild von dem, was in einem Jahr sein wird. Sie fahren vertrauensvoll auf Sicht.« Bei landeskirchlich geförderten Initiativen assoziierten sie etwas anderes: eine starke organisatorische Struktur und klare Zielvorgaben.

Der fehlende Perfektionismus impliziert nicht Unprofessionalität. Immer wieder merken wir, dass die Zuwendung zu den Menschen auf höchstem Niveau geschieht, gerade weil sie persönlich und nahbar passiert. Die, die man erreicht,

⁸ JOHANNES BECK, Sammlung (s. Anm. 4).

⁹ Natürlich eine zugespitzte Generalisierung. Allerdings stellt einer der Erprobungsraumleiter – früher selbst Gemeindepfarrer – seine beiden Tätigkeiten pointiert gegenüber: »Je länger ich ›raus‹ bin, je kritischer sehe ich meine Tätigkeit als Pfarrer. Es ging doch oft nur darum, den ›Betrieb‹ aufrecht zu erhalten: das nächste Gemeindefest organisieren, Liederzettel kopieren, die Gebäude in Schuss halten ... Ich hatte kaum Zeit, den Türen zu folgen, die Gott im Alltag geöffnet hatte.«

sind nicht einfach eine Zielgruppe, sondern Menschen. Berührend, als ein Erprobungsraum aus einem prekären Hallenser Plattenbau sich unlängst bei einer Veranstaltung vorstellte. Die Schattenseiten des Wohnviertels kamen nicht zur Sprache, obwohl sie auf den Fotos alle sehen konnten. Stattdessen wurde das Bild eines liebenswerten Quartiers vermittelt, das durch die Begegnungen für die Mitarbeitenden zu einem Stück Himmel geworden ist.

Die *Offenheit* besteht auch in der Begegnung gegenüber anderen Konfessionen, Nichtglaubenden und Vertretern anderer Religionen. Aus Gotha las ich: »In unseren Wohnzimmergottesdiensten sind auch Muslime dabei – und manchmal beten sie sogar laut mit. Eine inzwischen 19-jährige Muslima spricht ganz selbstverständlich von »unserer Gemeinde«, wenn sie von der STADTteilMISSION redet.«¹⁰ Das wirft die Frage auf, wer eigentlich zum Erprobungsraum dazu gehört. Als wir in Bad Langensalza nach einem Bericht über das, was »wir tun, planen und erleben« nachfragten, wer eigentlich »Wir« sei, fiel die Antwort nicht so leicht: Wer sich zugehörig fühlt, wer da ist, wer mitmacht und kommt, ist »Wir«. Die Grenzen sind fließend. Es besteht keine Zugehörigkeit im organisationalen Sinne – mit Beitrittserklärung und Mitgliedschaft. Es sind eher Formen der emotionalen Verbundenheit.

Nun mag die bisherige Charakterisierung für den Leser nicht nur ideal und vielleicht schön gefärbt vorkommen, sondern vor allem nicht neu: So etwas gibt es auch in Kirchengemeinden und Vergleichbares lässt sich auch in Diakoniesozialstationen erleben. Bestimmt! Auch die Evaluation sagte schon recht früh: »Die Innovationskraft der Einzelprojekte gestaltet sich bisweilen anders als möglicherweise von den Programminitiatoren intendiert.«¹¹

Die bisher gezeichneten Striche sollten eine Skizze entwerfen. Damit behaupte ich nicht, dass das Bild keinem anderen ähnelt. »Neu« heißt bei sozialen Innovationen ohnehin nicht, dass eine Sache absolut neu sein muss – im Sinne des Noch-nie-Dagewesenen –, sondern relativ neu, also in Bezug auf den Kontext.¹² Und bei der immer wieder notwendigen Neuwertung von Kirche be-

¹⁰ E-Mail von MICHAEL WEINMANN, Februar 2021.

¹¹ CARLA J. WITT, KOLJA KOENIGER, GUNTHER SCHENDEL, JÜRGEN SCHÖNWITZ, 1. Evaluationsbericht zu den Erprobungsräumen in der EKM, Greifswald/Hannover 2017 (unveröffentlicht), 46.

¹² Vgl. z. B. »Innovation bezieht sich auf soziale Kontexte, so dass gleiche Handlungen in unterschiedlichen Kontexten und mit verschiedenartigen Zielbestimmungen

gegen die alten Elemente: Gemeinschaft, Beziehungen, Essen und Trinken, Teilen und Helfen, Verkündigen und Gebet.

Margrietha Reinders aus einem Amsterdamer pioniersplekken resümierte ihre Arbeit: »It was never easy, but very simple.« Nicht leicht, aber einfach – oder schlicht, so eine Charakterisierung könnte auch für die Erprobungsräume gelten. Da wird ein einfaches Essen zu einem wesentlichen Element der Arbeit, wie mir ein Pionier berichtete: »Wir kommen zusammen und essen einfach – das halte ich für extrem wertvoll. Das Zusammenkommen, das zweckfreie.« Vieles ist nicht spektakulär anders; wichtiger als das, was geschieht, ist, wie es geschieht, also mit welcher Haltung.

Wesentliche Kennzeichen der Erprobungsräume sollen gelebte Spiritualität (Kriterium 7) und der bezeugte Glaube (Kriterium 3) sein. Beides wird separat benannt, hängt aber zusammen – nicht nur aus theologischen Erwägungen. Gerade weil Grenzen in Erprobungsräumen fließend sind und diese von Beziehungen geprägt sind, lassen sich diese Dimensionen nicht trennen. Bei gottesdienstlichen Formen sind Unberührte anwesend; der Glaube wird im Alltag gelebt und so erfahren ihn Christen wie Nichtchristen. Diese organische Integration erweist sich als große Chance für die Kommunikation des Evangeliums, stellt aber auch eine große Herausforderung dar. Ein Gottesdienst mit religiös Unmusikalischen, der selbstverständliche Teil des Beziehungsgefüges sind, verläuft anders als einer, der mit ihnen als Zaungästen rechnet. Das betrifft schon das Äußere (kein andächtiges Sitzen in Reihen, sondern locker bei Kaffee und Kuchen/Bier etc.), aber auch Sprache, das Liedgut – überhaupt Lieder? –, die Textauswahl, die Predigt usw. Von den ersten Gehversuchen hört man: Die Sehnsucht nach Segen ist groß, allerdings in persönlicher Form. Segensstationen haben Menschen stark angezogen. Gut, wenn es dabei die Möglichkeit zum begleitenden, geschützten Gespräch gibt. Auch Angebote zum individuellen Gebet (Gebetswand/-mauer) werden wahrgenommen; durchaus auch Bußstationen (z. B. Aufschreiben und Verbrennen von Belastendem). Predigten mit abstrakten Gedanken sind schwierig; Lebensgeschichten hört man

durchaus innovativ sein können.« (STEPHAN BEETZ, Innovationsmilieus und Innovationsdeutungen in ländlich-peripheren Regionen, in: UWE ALTROCK u. a. (Hg.), Landliebe – Landleben. Ländlicher Raum im Spiegel von Sozialwissenschaften und Planungstheorie, Planungsrundschau 12/2005, 51–67, 64.

gern und sie überzeugen. Die Sprache ist keine genuin religiöse, auf jeden Fall keine theologische.¹³

Als »Problem« für solche Erkundungen erweisen sich ausgerechnet die Christen, die über einen reichen Erfahrungsschatz verfügen: »Wir wollen Formen finden, wo geistliches Leben möglich ist«, berichtet ein Erprobungsraumleiter. »Das finde ich schwierig, weil bei den Mitarbeitern ist ganz viel Frömmigkeit da, wie Gottesdienst zu sein hat. Das behindert. Ich bin davon überzeugt, du brauchst einen ganzen Teil von Leuten, die aus dem Milieu [des Umfelds] kommen, die nicht so fromm sind. Das meine ich überhaupt nicht wertend. Es geht nur manchmal um diese Vorstellung, die Bilder.« Auch hier gilt es offenbar, von lieb gewordenem Abschied zu nehmen, um Neues zu erschließen.

Mit solch gemeinsamen und neu entwickelten liturgischen Formaten experimentieren noch nicht alle Erprobungsräume. Oft folgen sie auf einer reiferen Stufe neuer Gemeindeformen, wird uns aus Großbritannien berichtet. Und aus den Niederlanden hören wir, dass die Verbalisierung von Glaubenthemen in den pioniersplekken schwerfällt. Selbstsäkularisierung und mangelnde Sprachfähigkeit seien Gründe dafür.

Vermutlich liegt das Zögern auch daran, dass zunächst Beziehungen im Vordergrund stehen. Aus gegenseitigem Vertrauen heraus werden existentielle Gespräche möglich. Zuhören ist geboten. Das Recht zu reden und gehört zu werden, erlangt man erst mit der Zeit. Wer dabei allzu strategisch vorgeht, setzt die fragile Basis aufs Spiel. *Der Weg zum Glauben ist ein weiter.*¹⁴ »Ich merke, dass sich Leute über Beziehungen öffnen. Sie öffnen sich auch nicht gleich Gott gegenüber, sondern sie öffnen überhaupt erstmal ihr Herz und erzählen vielleicht persönliche Dinge, über die sie schon jahrelang nicht mehr gesprochen haben. Da ist

¹³ Ein Vertreter der Steuerungsgruppe, fasst seine Beobachtung in folgende Worte: »Die spirituellen Formen reichen von klassischen, kontextuell adaptierten Modellen wie Andacht, Gottesdienst, Gebet bis hin zu sehr ›liberal‹ gedachten Gemeinschaftsformaten, die je nach Hintergrund von den Beteiligten sowohl als spirituelle Gemeinschaftserfahrung als auch als nichtspirituelle Gemeinschaftserfahrung erlebt werden können (z. B. gemeinsames Essen).« (JOHANNES BECK, Sammlung [s. Anm. 4]).

¹⁴ »Der Abstand zwischen ›nichts von Jesus Christus wissen‹ und ›Jesus Christus vertrauen‹ ist für bisher ohne Religion lebende Menschen riesig«, so die Beobachtung eines Steuerungsgruppenmitglieds. (MATTHIAS HEINRICH, Sammlung [s. Anm. 4]).

THOMAS SCHLEGEL

erstmal eine Vertrauensbasis, rein mitmenschlich.« So schilderte es ein Mitarbeiter.

Beziehungen sind der Schlüssel, um Menschen zu einem Christsein einzuladen. Damit aber überhaupt Kontakte, Nähe und Vertrauen entstehen, müssen die Unerreichten die Arbeit und die Menschen des Erprobungsraumes an sich heranlassen. Dafür muss ein Bezug zum eigenen Leben erkennbar sein und die Arbeit als relevant erlebt werden. Im Umfeld der Indifferenz geht es vor allem darum. Nicht zufällig, dass viele Erprobungsräume einen starken Kontextbezug aufweisen und bei Bedarfen ansetzen. *Anderen zu dienen bildet so eine zentrale Grunddimension von Erprobungsräumen in einer atheisierenden Kultur.* Dabei wird der Dienst nicht als Mittel gesehen, um Menschen anschließend mit dem Evangelium erreichen zu können, sondern er ist bereits Kommunikation des Evangeliums, zudem in einer Sprache, die unmittelbar verstanden wird.

In Summa: Kirche begegnet in den Erprobungsräumen eher als fluides Netzwerk, hat starke Anklänge an die Gruppe, ist bewegungsförmig, offen, spontan – und auch vergänglich. Die Unsicherheit trägt zu ihrem Charme bei und erhöht den Wert von Personen und ihren Anliegen. Beziehungen sind generell wichtiger als institutionelle Strukturen. Wer da ist, gehört dazu. Sachargumente schlagen Hierarchie und Mitgliedschaft. Der Raumbezug spielt eine eminent wichtige Rolle, auch wenn dies nicht die Nachbarschaft sein muss, sondern verschiedene Orte oder die digitale Welt umfassen kann. Nähe und Dienst sind Schlüsselbegriffe für die Wirkung von Erprobungsräumen. Präsenz ist wichtiger als Programm, Verlässlichkeit wichtiger als Aktionismus. Sie richten sich nicht an alle und bieten auch kein Komplettdienstprogramm an. Kirche erscheint hier fragmentiert und ergänzungsbedürftig, ist eher als Knoten im Netz kirchlicher Akteure zu sehen. Erprobungsräume sind mittelgroß. Da man beziehungsorientiert arbeitet, gehören zum engeren Netz nicht mehr als 60–100 Personen.

Erfahrungen mit dem landeskirchlichen Prozess

Erprobungsräume als Bewegung

Vielleicht wirkt es vermessen, die Erprobungsräume als Bewegung zu bezeichnen. Unstrittig aber dürfte sein, dass sie Merkmale einer Bewegung aufweisen¹⁵: Darin sind Individuen oder Gruppen lose zusammengeschlossen, sie eint der Veränderungswille des status quo, der Aufbruchcharakter zeigt sich u. a. am persönlichen Engagement; überhaupt spielt die Vernetzung von Personen eine wichtigere Rolle als z. B. Ämter oder Hierarchien. Die Affinität der Erprobungsräume mit einer Bewegung ist ihnen schon vom Konzept her eingeschrieben. Denn Bewegungen zeichnen sich durch »Flexibilität der Formen« und den »Mut zum Experiment«¹⁶ aus, beides Charakteristika, die man mit dem landeskirchlichen Prozess bewusst fördern wollte.

Diese bewegungsförmigen Züge der Erprobungsräume haben die Verantwortlichen allerdings selbst überrascht. Ihre Wirkung war vielleicht erwünscht, aber: Konnte man damit rechnen?

Möglicherweise wäre es mit einem Blick auf die Vorgeschichte absehbar gewesen. Denn schon vor dem Programm zeigten sich in der Landeskirche starke Veränderungsenergien. Als die Landessynode 2014 die Erprobungsräume beschloss, waren bereits überall Christen bemüht – vor Ort, in der Region oder auf Landesebene – dieser Kirche ein neues Gesicht zu verleihen. Immer wieder höre ich von dem nachhaltigen Eindruck, den z. B. der Gemeindekongress 2012 hinterlassen hat. Viele überraschte, was dort alles zusammenkam an Initiative, Mut und Gestaltungswillen. Die Aufbrüche waren schon da. Das deutete Ilse Junkermann in ihren Bischofsberichten 2012 und 2013 an. 2014 formulierte sie: »Nicht wenige haben sich schon auf den Weg gemacht. An ihnen können wir sehen, was zum ›Gemeinde-neu-finden‹ gehören kann. [...] Es ist

¹⁵ Vgl. dazu u. a. EBERHARDT HAUSCHILDT / UTA POHL-PATALONG, Kirche, Gütersloh 2013, 144 f.

¹⁶ UTA POHL-PATALONG, Bewegung, Gruppe und ein wenig Organisation, in: THOMAS SCHLEGEL / MARTIN REPPENHAGEN (Hg.), Kirche in der Diaspora. Bilder für die Zukunft der Kirche, Festschrift zu Ehren von Michael Herbst, Leipzig 2021, 53-75, hier 72.

verheißungsvoll, was an Neuem schon wächst. Und das ist sehr unterschiedlich.«¹⁷

Dazu passt, dass die Erprobungsräume zunächst zusammenbrachten, was schon da war. Von den 13 Initiativen der ersten Staffel waren sechs schon lange innovativ unterwegs und als experimentierfreudig bekannt. Fünf weitere haben bereits als ähnliche Projekte vor Antragstellung existiert.¹⁸ Mit diesen veränderungswilligen Akteuren kam sofort Energie, Potential und Engagement in den Prozess – und Personen, die etwas bewegen wollten. Ihre Vernetzung lag auf der Hand. Sie brachte eine neue Schubkraft und gewährleistete schließlich, dass etwas Bewegungsförmiges in Gang kam.¹⁹ Erprobungsräume waren also von Beginn an nicht nur ein Prozess, der Aufbruch ermöglichen will, sondern vor allem einsammelt: Die, die schon aufgebrochen sind. Die EKM wurde so Teil von Bewegungen, die sie nicht verursacht hat, an denen sie partizipierte und die sie katalysierte. Diese Erkenntnis verkehrt das gängige Bild der Autorenschaft. Ganz im Sinne einer Äußerung im Fachbeirat: »Die Frage ist nicht, ob es Neuaufbrüche und Experimente geben wird. Die gibt es. Die Frage ist vielmehr, ob die EKM dabei sein will.«

Noch einmal anders formuliert: An den Erprobungsräumen konnte sich all das anlagern, was vor Ort und in der Region in ähnlicher Richtung unterwegs war. Ein Phänomen, das bis hin zur dritten Antragswelle zu beobachten ist; wobei die Zahl der wirklich neuen Initiativen prozentual zunahm. Immer noch gilt: Die Bedeutung der Erprobungsräume als Kristallisationspunkt kann wohl nicht überschätzt werden. Gerade weil in diesem angereicherten Klima auch völlig neue Gewächse Nahrung erhielten und dadurch ein Klima entstand, in dem Erprobungen selbstverständlicher wurden und auf das bestehende System abstrahlten. Immer wieder höre ich im landeskirchlichen Kontext, auch in völlig anderen Bereichen wie Personal- oder Finanzverwaltung: »Lasst uns das doch mal probieren!« Oder bei der Neuordnung der Seelsorge im Kirchenkreis äußert jemand:

¹⁷ ILSE JUNKERMANN, Gemeinde neu finden – vom Rückbau zum Umbau, in: VELKD-Informationen 145/2014, 2–6, hier 3.

¹⁸ Nur zwei Erprobungsräume sind im Zuge der ersten Antragswelle 2015/16 völlig neu entstanden.

¹⁹ Einen guten Eindruck davon vermitteln die Videos der letzten Werkstatt Erprobungsräume 2019 (vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=vEmgAcLFF4U&list=PLiweotW3FTaP5tyUErYvxxIEk77s7mEfn>, zuletzt gesehen am 15. 2. 2021).

»Daraus machen wir einen Erprobungsraum!«. Wie sich auch Kollegen in ausgedehnten Landbereichen zum Experimentieren ermutigt fühlen, macht der Beitrag von Denise Scheel und Hendrik Mattenklodt in diesem Buch deutlich. Auch da, wo nicht Inspiration, sondern Grenzziehung die Folge war: Die Existenz von Erprobungsräumen irritiert(e) das System. Diese Wechselwirkungen sind der zentrale Veränderungsstimulus des Programms. Denn sonst wären Erprobungsräume bloß »innovative Inseln in einer ansonsten unverändert bleibenden Kirche«²⁰.

Die atmosphärische Wirkung nahm schon der erste Zwischenbericht der Evaluation im Herbst 2017 wahr: »Die Erprobungsräume stehen stellvertretend für ein spürbares Innovationsklima innerhalb der Kirche. Auch wenn das Programm offenbar nicht bis in alle Winkel der Kirche vernehmbar kommuniziert werden konnte, so hat es doch merklich zu einer anderen Wahrnehmung der Kirche beigetragen. Das belegen nicht zuletzt die Aussagen von PfarramtsanwärterInnen, die wiederholt die Innovationsfreundlichkeit der Kirche als Motivationsgrund geäußert haben. Auch jenseits der eigenen kirchlichen Grenzen sorgt das Programm für Aufsehen und Interesse.«²¹

Die wachsende Ausstrahlung innerhalb der EKD – und darüber hinaus – ließ sich ebenso wenig vorhersehen. Und doch gehört sie zu den Begleiterscheinungen des EKM-Prozesses: Von Beginn an äußerten andere Gliedkirchen Interesse an den Erprobungsräumen, seien es nun Kirchenleitungen, synodale Ausschüsse oder Einrichtungen anderer EKD-Kirchen. Expertenrunden und Akademien fragten nach. Sogar das Ausland horchte auf: Inzwischen waren Gäste aus der Schweiz, Österreich und Finnland zu Besuch in Mitteldeutschland. Zum Teil haben sie daheim ähnliche Prozesse angeregt.

Auch über die Grenzen der EKM hinaus fungierten die Erprobungsräume als Kristallisationspunkt: Es lagerten sich an diesen Prozess Hoffnung und Sehnsucht an. Zum Teil aufgrund ihrer bloßen Existenz, ohne dass irgendein Ergebnis sichtbar geworden wäre. Einfach dass eine Landeskirche auf Kreativität und Innovation außerhalb bestehender Formen setzt, wirkte offenbar als ein Hoffnungszeichen.

²⁰ JÜRGEN GIMMEL, Thesen und Fragen zu den Erprobungsräumen der EKM; der Beitrag 2.2 in diesem Buch.

²¹ CARLA J. WITT u. a., 1. Evaluationsbericht (s. Anm. 10), 46.

THOMAS SCHLEGEL

Ob eine solche Außenwirkung begründet ist, ist sicherlich die falsche Frage. Dennoch machte sie uns – bei aller Dankbarkeit und Freude – auch ein wenig skeptisch: Der Applaus erfolgte früh und oft ohne genaue Kenntnis der Erprobungsräume. Es spricht einiges dafür, dass eine gehörige Portion Projektion im Spiel ist. Auch sie lagerte sich an den Prozess an: Die Erprobungsräume waren ein Aufbruchssignal. Und jede projiziert ihre Art von Hoffnung auf diese Bewegung. Dann ist gar nicht mehr wichtig, ob sich die jeweilige Erwartung auch bestätigt. Die Erprobungsräume fungieren als ein Platzhalter für Veränderung und Innovation. Dies wäre erst in zweiter Hinsicht eine Bestätigung unserer Arbeit; vielmehr in erster Linie ein Signal dafür, wie stark der Veränderungswunsch und die Sehnsucht nach Erneuerung innerhalb der EKD tatsächlich ist.

Planung und Steuerung von Innovation

Eine Unmöglichkeit

Das Experimentieren gehörte von Beginn an zum Werkzeugkoffer der Prozessverantwortlichen: »Wie steuert man Innovation?« Auf diese Frage haben wir 2014 keine Antwort gehabt. Wir haben sie bis heute nicht. Wir probieren aus, wie das geht und sammeln damit Erfahrung. Bewusst war uns allerdings von Beginn an: Eigentlich geht das nicht – aus ekklesiologischen und soziologischen Erwägungen heraus. Man muss es in vielerlei Hinsicht *indirekt* tun: In Bezug auf das Wirken des Geistes, in Bezug auf Ideen, Personen und »commitment«, die unerlässlich, aber nicht zu planen sind und in Bezug auf eine Fläche, die nicht zu überschauen ist. Über diese Aporien und unseren Umgang damit habe ich an anderer Stelle Rechenschaft abgegeben.²² Deshalb möchte ich hier nur stichpunktartig wiederholen:

- Die beschriebenen Aporien begegnen nicht nur in Erprobungsräumen, sondern überall da, wo Kirche geleitet wird: In der Ortsgemeinde ebenso wie in der Landessynode. Die entscheidenden, Kirche konstituierenden Prozesse sind ihnen entzogen.
- Auch staatliche und kommunale Innovationsförderungen kennen Unverfügbarkeiten: Auch sie setzen auf Anreize, Inspiration, Beratung und Vernetzung.

²² Vgl. den Beitrag 1.2 Erprobungsräume als landeskirchlicher Prozess: Idee, Aporien und Hintergründe.

- So auch die Erprobungsräume. Sie versuchen in erster Linie zu ermöglichen...
- ... und Schutzräume zu bieten. Innovationen werden dadurch gestärkt.
- Hilfreich war für uns das gängige Hybridmodell aus der Kirchentheorie, weil es ein Bewusstsein für die verschiedenen Dimensionen weckt, die auch bei Erprobungsräumen berücksichtigt werden wollen. Wir versuchen deshalb, je unterschiedliche Steuerungsstrategien und -logiken anzuwenden. So verlangt die Institution ein Mindestmaß an Bürokratie. Gegenüber den Initiativen vor Ort kann aber eine Steuerung nicht mit einem Verwaltungsdenken laufen: Hier sind Vertrauen, Anerkennung und persönlicher Kontakt unerlässlich. Ein kreatives Klima und inspirierende Atmosphären setzen mehr in Bewegung als die gesetzliche Ermöglichung von Freiräumen - wobei es eben auch diese braucht.

Die Pionier-Personen

Zur Logik der Bewegung gehört auch, dass Personen in solch einem Prozess zentral sind – viel wichtiger als gute Ideen (wobei dies keine Alternative darstellt). Bei Innovationen auf neue Einfälle fixiert zu sein, reicht jedenfalls bei weitem nicht aus (z. B. Ideenwettbewerbe auszuloben). Es sind nicht die Ideen, die fehlen, sondern Vertrauen in Charismen, die Energie, etwas (Neues) zu wollen und Leidenschaft für das Reich Gottes. Unsere Erfahrung ist daher, dass die Kreativität sprudelt, wenn die richtigen Menschen zusammenkommen, eine Dynamik zwischen ihnen entsteht, sie ein Anliegen miteinander teilen etc. Das Momentum solcher Begegnung kann tatsächlich Berge versetzen. Es kann hier eigentlich nur wiederholt werden, was bereits unter 1.5 gesagt wurde: ein solcher Prozess hat eine immense personalpolitische Schlagseite. Mit den »heros«²³ steht und fällt die Initiative. Wobei sie nicht als die singulären Helden verstanden werden sollen, sondern von ihnen im Plural zu reden ist: Es ist niemals eine allein, sondern die Teams, die Netzwerke zwischen ihnen und eine Atmosphäre, die auch die Gaben derer unerlässlich macht, die vermeintlich am Rand stehen.

²³ Es gibt dafür etliche Synonyme: Entrepreneure, Pioniere, Leitungspersonen etc. Siehe mehr dazu bei THOMAS SCHLEGEL / JÖRG ZEHELEIN u. a., Landaufwärts – Innovative Beispiele missionarischer Praxis in peripheren, ländlichen Räumen. Die Greifswalder Studie, in: Freiraum und Innovationsdruck, Der Beitrag ländlicher Kirchenentwicklung in »peripheren Räumen« zur Zukunft der evangelischen Kirche, hg.v. Kirchenamt der EKD, Leipzig 2016, 171–344, hier 317–319.

THOMAS SCHLEGEL

Dass Mitarbeiter ihren Gaben entsprechend eingesetzt werden sollen, ist im Raum der evangelischen Kirche keine neue Erkenntnis. Das Neue Testament redet davon, die Gemeindeaufbauliteratur führt es aus und vielerorts geschieht es. Was aber Hauptamtliche angeht, haben wir mit dem Leitbild des Pfarrberufs eine gewisse Verengung auf einen Typus, der sich durch solide Verwaltung des Bestehenden auszeichnen soll. Individualität gab es, brauchte es aber nicht: Die Vergleichbarkeit und Austauschbarkeit sicherte geradezu das protestantische Profil. Gründungskompetenzen waren bisher nur in Nischen wichtig. Weder im Theologiestudium noch im Vikariat wurden sie vermittelt.

Hier sehen wir einen immensen Nachholbedarf. Nicht nur die Integration in den klassischen Ausbildungsgang, sondern sogar die Ausprägung eines eigenen Berufsbildes: Kirchenpionier. In Großbritannien, wo dieser Zweig pioneer ministry heißt, gibt es ihn seit 15 Jahren. In Deutschland haben – bis auf eine Weiterbildung am IEEG der Uni Greifswald – wieder einmal freie evangelische Ausbildungsstätten die Nase vorn: Verständlich, brauchten sie doch *entrepreneurial skills* in ihrer gesamten Geschichte.

In der EKM stellen die ordinierten Pfarrer und Pfarrerinnen nicht die Mehrheit der Pioniere. Natürlich gibt es sie, sie sind auch meist im Team, beteiligen sich im Hintergrund, aber stehen oft nicht an vorderster Front. Da tummeln sich schon eher Gemeinde- und Sozialpädagogen, Musikerinnen, Lehrerinnen, sonstige Professionen oder freiwillig Engagierte. Das Bild ist bunt. Unserem Eindruck nach spielt die berufliche Qualifikation nicht die entscheidende Rolle, sondern eben charakterliche Eigenschaften, Haltungen und natürliche Fähigkeiten.

Begleitung und Vertrauen

Nah an den Erprobenden vor Ort zu sein, gehört zu den zentralen Aufgaben der Steuerung von Erprobungsräumen. Es ist schon wiederholt thematisiert worden: Das haben wir unterschätzt. Aufgrund unserer landeskirchlichen Rolle und als Vertreter der Steuerungsgruppe wollten wir uns hier dezent zurückhalten – aus Angst, als Kontrollinstanz wahrgenommen zu werden und aus Überzeugung, dass die Experten ohnehin vor Ort sitzen.

Aber sowohl die Evaluation als auch persönliche Rückmeldungen förderten schnell zutage, dass der Bedarf nach Begleitung viel höher war als erwartet. Was war damit gemeint? Ging es um fachliche Beratung? Wohl kaum! Vermutlich war es größtenteils der Wunsch, gesehen zu werden. Der Besuch an sich bedeutet

Wertschätzung. Das externe Interesse beflügelt die Akteure vor Ort. So geht es auch vielmehr um aufmerksames Zuhören als um praktische Tipps. Die Besucher bilden einen Resonanzraum für das Reflektieren des eigenen Tuns.

Initiativen persönlich aufzusuchen, zuzuhören und Zeit zu haben: Die Besuche bilden ein zentrales Steuerungsinstrument von Erprobungsräumen – weil sie Ausdruck von Vertrauen sind, einem unerlässlichen Dünger für geistliche Aufbrüche und Kirchen-Start-Ups. So sagt ein Mitglied einer Berliner Initiative: »Entwicklungsmöglichkeiten [von Aufbrüchen] innerhalb der Landeskirchen werden leicht durch Misstrauen begrenzt. Neues kann sich nur entwickeln, wenn man zu einem gewissen Grad Vertrauen hat und Räume zulässt, die man nicht kontrolliert.«²⁴ Bedeutsam ist also die Haltung, in der der Besuch geschieht. Es kommt weder der institutionelle Vertreter des Kirchenamtes noch der ergebnisfixierte Organisationsentwickler. Es ist vielmehr der Gefährte, der sich nach dem Ergehen erkundigt. Wieder bestätigt sich die Bedeutung einer mehrdimensionalen Steuerung, die hier den Erfordernissen der Bewegung gehorchen sollte.

Finanzen

Geldmittel stellen ein wichtiges Steuerungsinstrument dar: Mit Finanzen werden Anreize gesetzt, die erwünschten Dinge anzustreben bzw. umzusetzen. Wenn man Innovation möchte, muss man die belohnen, die innovativ sind. So einfach könnte man den Mechanismus beschreiben. So simpel verhält er sich aber in der Praxis nicht. Das zeigen die Erfahrungen in den Erprobungsräumen und die, die mit vergleichbaren Fonds gemacht worden. Geld ist eine durchaus ambivalente Steuerungsgröße.

Aber noch ein Schritt zurück: »Zu den Faktoren, die in der ersten Phase einer Innovation bedeutsam sind, zählt zweifelsohne die Frage der materiellen Ressourcen: Gebäude, Liegenschaften oder finanzielle Mittel.«²⁵ Bei den Erprobungsräumen gab es zwar einige wenige, die keine finanzielle Förderung beantragt haben. Das lag aber daran, dass z. B. Gebäude zur Verfügung standen, andere Geldmittel vorhanden oder/und die Ausgaben gering waren und sie mehrheitlich ehrenamtlich organisiert waren. Ohne Ressourcen geht es also nicht. Aber inte-

²⁴ Dieses Zitat stammt von TOBIAS HORRER, einem Vertreter der REFO Moabit (EKBO). Es entstammt der unveröffentlichten Masterarbeit von Andreas Rauhut, die er mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

²⁵ SCHLEGEL/ZEHELEIN u. a., Landaufwärts (siehe Anm. 23), 337.

ressant dürfte sein, in welcher Phase Geld vonnöten ist. Die bereits zitierte Studie zu kirchlichen Innovationen kommt zu dem Schluss: »Finanzielle Ressourcen sind offenbar für die Umsetzung von Ideen notwendig, allerdings kaum für deren Entstehen. Denn am Beginn der Projekte stand nirgends ein großer Geldsegen, sondern Menschen mit Anliegen und Ideen. Sie haben sich dann erst in zweiter Linie um Geld bemüht. So könnte man kurzfassen: Die Ressourcen bewirkten keine Innovation, aber ohne Ressourcen gab es auch keine Innovation.«²⁶ Dass also die Aussicht auf Geld allein schon Innovation bewirkt, dürfte von daher eine Illusion darstellen. Möglicherweise begründet diese Tatsache auch die Erfahrungen mit den großen Fördertöpfen, die in manchen Landeskirchen vor sich hin schlummern und nicht abgerufen werden. Geld produziert keine Ideen, ist aber für deren Umsetzung unerlässlich. D.h. die Vergabe von finanziellen Mitteln muss in eine umfassende Förderarchitektur eingebettet sein. Hier ist schon in ausreichendem Maß beschrieben worden, was das heißt: Fokus auf Personen, Schaffung innovativer Atmosphären, stimulierende Settings, Vernetzung, Begleitung usw. Kurz: Geld benötigt flankierende Maßnahmen, wenn man damit steuern möchte. Und: Geld stellt keinen ausreichenden Anfangsstimulus dar. Weil Finanzen nicht zu Ideen führen, sondern zur Umsetzung von Ideen wichtig sind.²⁷ Oder anders: weil Finanzen nur Mittel sind, aber kein Selbstzweck.

Diesen Einsichten möchte ich weitere Erfahrungen mit dem Anreizsystem Geld an die Seite stellen. Hierzu verweise ich auch auf die Ausführungen von Andreas Möller unter 2.1 in diesem Band.

Wir haben beobachtet, dass die Bewilligung von Mitteln beruhigt. Das ist zunächst erfreulich: Wer von Geldsorgen befreit ist, kann sich auf die eigentliche Arbeit konzentrieren. Allerdings kann eine solche Beruhigung auch trügerisch sein: Sie führt dazu, Fragen nach Fundraising zu vertagen. Man sagt sich: »Jetzt haben wir fünf Jahre Ruhe vom Thema Geld.« Wenn dann aber die Förderung ausläuft, kommt das plötzliche Erwachen. Die ad-hoc-Beschaffung großer Geldsummen für ein laufendes Projekt ist extrem schwierig. Das Fundraising-Thema kontinuierlich wach zu halten, ist hier viel verheißungsvoller. Dabei kann und sollte Landeskirche helfen.

²⁶ Ebd.

²⁷ Allerdings kann die Aussicht auf Geld Kreativität freisetzen. Aber in der Regel nicht das Ausschütten.

Beruhigung: das kann durchaus auch eine Haltung verändern, nicht mehr auf andere angewiesen zu sein. Es kann Engagement bremsen. Letztlich droht die Abkoppelung von der Zielgruppe und potentiellen Geldgebern. Darunter kann am Ende die »Marktorientierung« leiden, die die Evaluation an den Erprobungsräume lobt. Selbstreferentialität und Relevanzverlust können die Folge sein. Im Gespräch erzählte uns ein Erprobungsraumleiter: »Ich möchte gar nicht durchfinanziert sein. Ich begegne den Menschen anders, wenn ich diese Sicherheit nicht habe. Es hält mich agil und lebendig.«

Diversifizierung, wie sie unsere Förderrichtlinie verlangt, ist unerlässlich, kann aber auch zur Mogelpackung werden, wenn die Mittel aus dem Fonds Erprobungsräume durch Kirchenkreis- oder Kirchengemeindemittel aufgestockt werden. So kommen wir nicht zur längerfristigen Erschließung »alternativer Finanzquellen«.

Fundraising sollte von Beginn an zur *Hintergrundmelodie* entstehender Kircheninnovationen gehören. Dies ist verbunden mit guter Öffentlichkeitsarbeit, stets aktueller Kenntnis der Förderlandschaft, der Mühe und Fähigkeit, z. T. lange Anträge zu formulieren. Oft sind dies Aufgaben, die Erprobungsräume überfordern, die Pioniere sowieso – zeitlich, aber auch fachlich. In einigen Fällen gibt es im Team Mitarbeitende, die sich ganz dieser Aufgabe verschreiben. Das ist überaus sinnvoll; aber nicht jeder hat solche Personen im Team. Hier unterstützend, befähigend, beratend tätig zu sein, ist eine sehr wichtige Aufgabe der landeskirchlichen Steuerungsebene; eine Aufgabe, die von Beginn an verfolgt werden sollte. Wir in der EKM haben diese Aufgabe unterschätzt und befürchten jetzt, dass die fehlende, kontinuierliche Verfolgung dieser Dimension nicht einfach aufgeholt werden kann.

Schließlich sei im Umgang mit Finanzen noch an den *Trittbrettfahrer-Mechanismus* erinnert. Vermutlich kennen ihn alle Verantwortlichen von Fördermitteln. Die Auslobung von Preisen weckt Begehrlichkeiten. So gab es auch manchen Antrag, den man gut unter das Motto: »Was ich schon immer mal machen wollte!« stellen könnte, der also dem Verfolgen eigener Ziele diene und mit Erprobungsräumen recht wenig zu tun hatte. Unseres Erachtens hilft hier gute Kommunikation und die Fehlerfreundlichkeit, dass einem ein solches Projekt durchaus mit in das Programm rutschen kann – weil sonst das generelle Misstrauen überhandnimmt; was Innovation von der anderen Seite ausbremst.

THOMAS SCHLEGEL

Der Platz im System

Was sind Erprobungsräume eigentlich? Aus Sicht einer juristisch orientierten Kirchenverwaltung keine einfache Frage. Mal steckt dahinter ein Verein, mal ein Projekt innerhalb der Kirchengemeinde, mal eine Unternehmersgesellschaft, ein Werk des Kirchenkreises – und nicht selten tritt der Fall auf, dass er gar keine Rechtsperson darstellt. Der Erprobungsraum beruht auf einer Initiative von Christen: mit ihrer rechtlichen Struktur beschäftigen sie sich erst zu einem späteren Zeitpunkt. Vorerst hilft der »Unterschlupf« unter einem befreundeten Dach, über das Fördermittel eingetrieben werden und ggf. Anstellungen erfolgen können.

Der landeskirchlichen Steuerung war es zunächst wichtig, dieser Logik zu folgen. Die Erprobungsräume sollten organisatorisch in der Schwebe gelassen werden, um Freiraum zu gewähren. Nicht zu früh wollten wir Festlegungen treffen, die eine Einengung darstellen. Nicht zu früh wollten wir Dinge regeln, die keine Probleme sind.

Dies war aus heutiger Sicht richtig. Dennoch hat sich gezeigt, dass die Frage mit zunehmender Reife einer Arbeit beantwortet werden sollte: Da möchte eine Mutter getauft werden, der Leiter wird zum Predigen in die Kirchengemeinde eingeladen, jemand will dazugehören, aber wozu eigentlich? Und dann ist da die Kirchengemeinde, mit der es zunehmend schwierig wird. Neben Absprachen werden schriftliche Vereinbarungen erforderlich, aber wer schließt die eigentlich ab? Und: Sind die Ehrenamtlichen abgesichert? An wen wenden sie sich, wenn es Reibungen gibt? Irgendwann ist das »befreundete Dach« damit überfordert. Die Erprobungsräume brauchen einen eigenen Platz im System Kirche. Aber welchen?

An dieser Stelle suchen wir in der EKM noch nach einer Antwort: Vieles ist im Rahmen unserer Rechtssetzung schon jetzt machbar. Dennoch überlegen wir z. B. die Einführung eines echten Personalgemeindegesetzes. Hierzu verweise ich auf den Beitrag von Andreas Haerter unter 4.5. Auf welches Modell wir am Ende auch zugehen werden, einige Erkenntnisse werden dabei zu berücksichtigen sein:

- Die Rechtsform soll ein Angebot bleiben, kein Muss. Sonst wirkt es wie eine Vereinnahmung. Die aber kann den Freiraum wieder kaputt machen, der für Innovationen unerlässlich ist. Außerdem: Mit den Erprobungsräumen soll die künftige Logik einer evangelischen Kirche austestet werden. Eine vollständige

Eingliederung in das bestehende System würde dieses Anliegen ins Gegenteil verkehren.

- Am besten, es werden mehrere Optionen für eine Rechtsform angeboten. Denn es gibt schlicht verschiedene Bedarfe. Einige Erprobungsräume haben dieses Thema bereits abgehakt und für andere ist es dauerhaft kein Problem. Zudem verorten sich die Initiativen auf der Skala »Freiheit-Geborgenheit« ganz verschieden.
- Wünschenswert ist, wenn sich eine eigene nichtparochiale Gemeindeform neben der Kirchengemeinde etablieren könnte. So etwas wie eine »Gemeinde leicht«: Sie müsste Flexibilität und Verbindlichkeit gleichermaßen vereinen. Die Kollegen in den Niederlanden haben »tiny-house-churches« vorgeschlagen; und vor einem Jahr dafür die Synode der PKN gewonnen.²⁸ Und in Großbritannien beachtet man im Umgang mit den fresh expressions of church: »hold them lightly«. Am besten, Erprobungsräume (die als Gemeindeform sicher einen anderen Namen hätten) bleiben in »Halbdistanz« zum System: So bewahren sie das kritische und innovative Potential, speisen dieses aber auch wirklich in die Kirche ein.

Das Nebeneinander der Systeme: Erprobungsräume und Ortsgemeinde

Wie verhalten sich neue, nichtparochiale Gemeindeformen zur Ortsgemeinde? Wie stehen Aufbrüche neben bewährten Kirchengemeinden?

Die Theorie, die sich auffallend häufig mit diesem Thema beschäftigt, sieht es so: Kein Nebeneinander sollte es sein, sondern ein Miteinander. »Mixed economy«, so hat es einst der anglikanische Erzbischof Rowan Williams genannt. Damit wollte er möglichen Rivalitäten zuvorkommen und das Gemeinsame betonen. Die Unterschiedlichkeit diene dem gemeinsamen Auftrag. Jede Form – die parochiale wie die nichtparochiale – habe ihre Stärke, die sie nicht gegeneinander profilieren sollten, sondern füreinander. Die Vielfalt stärke die Robustheit des Gesamtsystems Kirche, mache es resilienter und zukunftsfähiger. Soweit die Theorie.²⁹

²⁸ Siehe den Beitrag 6.3 von Martijn Vellekoop.

²⁹ Vgl. dazu z. B. das Auftaktheft der Pastoraltheologie in 2020: Mixed Economy – Chan-

Fünf Jahre Erprobungsräume haben dieses schöne Leitbild erweitert und in gewisser Weise geerdet: Ja, solches Miteinander gibt es; aber es gibt auch Nebeneinander und durchaus Gegeneinander. Es kommt dabei auf ganz verschiedene Parameter an:

– auf die kommunikative Kompetenz der Beteiligten, ihrem Willen und ihrer Bereitschaft, Kontakt zu pflegen und sich auszutauschen.³⁰ Dazu gesellen sich charakterliche Dispositionen (Offenheit für andere) und die »Chemie« zwischen den jeweiligen Vertretern. Ist man aneinander interessiert? Bemüht man sich um einen Austausch? Diese eher zufällige Versuchsanordnung stellt aus unserer Sicht den entscheidenden Faktor dar, dass aus Nebeneinander ein Miteinander wird. Ein Superintendent – und Mitglied der Steuerungsgruppe – meinte lapidar: »Strukturelle Fragen [des Nebeneinanders] können lange offen bleiben. Entscheidend ist eine anhaltende Kommunikation mit allen Beteiligten.« Trotz den angedeuteten Zufälligkeiten kann für Kommunikation einiges getan werden. In einer thüringischen Kleinstadt hat die Leitung vorgesorgt: Der Kirchenkreis ordnete regelmäßige Dienstberatungen von Erprobungsraum und Mitarbeitern im Verkündigungsdienst an. Der Rhythmus dafür war anfangs zwar zu ambitioniert, aber die nunmehr ausgedünnte Regelkommunikation hat von einem Nebeneinander zu einem fruchtbaren Miteinander geführt. Allerdings nicht bei allen Beteiligten: ein Kollege hat sich innerlich zurückgezogen und sieht das Vorgehen des Erprobungsraumes nach wie vor kritisch. Als wir bei der Erkundungsfahrt in den Niederlanden immer wieder die Frage

cen und Grenzen einer Strategie der Kirchenentwicklung (PTh 109 [2020], 3–99); HANS-HERMANN POMPE, Kirche in vielfacher Gestalt. Von der Notwendigkeit einer mixed economy in der evangelischen Kirche, in: DERS./PATRICK TODJERAS / CARLA J. WITT (HG.), Fresh X – Frisch. Neu. Innovativ. Und es ist Kirche, Neukirchener 2016, 71–78 etc.

³⁰ Mit einiger Erfahrung in der mixed economy bemerkt dazu STEVEN CROFT: »Es ist lebenswichtig, eine Sowohl-als-auch-Herangehensweise für Ortsgemeinden und neue Ausdrucksformen zu entwickeln. Wir dürfen beide nie als Konkurrentinnen sehen. Sie müssen wechselseitig eine respektvolle Sprache benutzen, wenn sie über die andere reden.« (Nine Lessons for a mixed economy church – neun Lektionen für eine Kirche in vielfältiger Gestalt, in Welche Lektionen haben wir über Ermutigung gelernt? In: HANS-HERMANN POMPE U. A. (HG.), Fresh X (s. Anm. 29), 13–29, 18.

nach dem Miteinander stellten, wurden wir ebenfalls auf die Bedeutung der Regelkommunikation hingewiesen (in Delft gibt es halbjährliche Treffen mit der wechselseitigen Frage nach dem Lernertrag aus der je anderen Gemeindeform). Ein Bild steht mir dabei vor Augen: die Kaffeetasse! In Utrecht zeigte der Leiter des plekkens lediglich auf die Kaffeetasse! Besonders wichtig sei die Pflege einer kollegialen Atmosphäre: Unerlässlich dafür sei der informelle Austausch, eben keine Gremiensitzung mit TOPs.

– auf den Bereich, den sie mit ihrer Arbeit abdecken. Fischen sie im selben Becken? Haben sie sich auf dieselbe Zielgruppe spezialisiert oder greifen sie ins vermeintliche Kerngeschäft ein? Solange es hier wenig Berührungen gibt und die Zuständigkeiten separiert sind, gibt es keine Konflikte, verständlicherweise. Im Erfurter Norden hat sich ein Erprobungsraum auf die Arbeit mit sozial Schwachen und Menschen mit Suchtmittelerkrankungen spezialisiert. Noch dazu in dem recht gut abgrenzbaren Bereich eines Plattenbauviertels, in dem die Kirchengemeinde keine Räumlichkeiten hat und wenig präsent ist. Erprobungsraum und Kirchengemeinde ergänzen sich hier vortrefflich; die Anerkennung ist hoch, die Kontakte gut. Man kann durchaus sagen, dass sich beide Akteure in ihrem Tun befruchten bzw. die Arbeit auf den Partner ausstrahlt. Eine Weimarer Stiftung, die sich auf ein pfiffiges Wohnformat im Alter spezialisiert hat, wollte in ihren Räumen einen Gottesdienst anbieten und dazu auch im Wohnviertel einladen. Dazu kontaktierte man die Kirchengemeinde, zu der bereits ein freundliches Verhältnis existierte. So fand man eine gute, integrierte Lösung. Aber es wurde deutlich: Ein säkularer Träger, der plötzlich einen Gottesdienst anbietet, wirkt schnell bedrohlich. Die Hoheit der Kirchengemeinde ist angefragt. Zieht das Angebot womöglich Besucher ab? Ähnliches hören wir bei Taufanfragen, der Arbeit mit Jugendlichen, der Seelsorge mit Älteren. Konkurrenzgefühle, Neid, das Buhlen um Aufmerksamkeit – all das stellt sich schnell ein; eigentlich erwartbar und verständlich. Faktisch bestätigt sich hier der erste Spiegelstrich: Wenn es ein gegenseitiges Wohlwollen und eine zugewandte Regelkommunikation gibt, kann man solchen Konkurrenzen schnell den Wind aus den Segeln nehmen.

– auf den Freiraum, der jeweils existiert: Bei den Erprobungsräumen war auffällig, dass die größten Rivalitäten aus dem ländlichen Bereich berichtet worden. Möglicherweise lag das daran, dass man sich in Städten besser aus dem Weg gehen kann bzw. der Freiraum größer ist. In dörflichen Strukturen ist »Kirche«

THOMAS SCHLEGEL

eben meist durch Gebäude und Pfarrerin »besetzt«. Wenn diese Beobachtung zutreffend ist, stellt sie eine Variante des zweiten Spiegelstrichs dar.

- auf theologische Prägung und Gemeindebild, das die Akteure jeweils vertreten. Handelt es sich um ein traditionelles Kirchenverständnis, das von thematischer Allzuständigkeit und geographischer Grenzziehung geprägt ist? Oder eine konservative Theologie, die Gefahr läuft, andere Ansätze und Frömmigkeiten abzuwerten? Für Beides gibt es im Rahmen der Erprobungsräume Beispiele. Eine gewisse Offenheit scheint jedenfalls für eine kollegiale Haltung förderlich zu sein. Postmodernes Denken weiß um die Begrenztheiten des eigenen Ansatzes und unterstützt fragmentarische Selbstbilder: Die Ergänzung durch den anderen gehört hier zum Konzept.

Die hier angeführten Spiegelstriche mögen für den Leser nicht überraschend sein. Sie sind erwartbar und können auch ohne ein Programm wie die Erprobungsräume abgeleitet werden. Es spricht viel dafür, dass sie ebenso für andere kirchliche Bereiche gelten, den Kontakt von Diakoniesozialstation und Kirchengemeinde etwa, ja sogar für das Miteinander von Kollegen in einer Region.

So wichtig mir scheint, die parochiale Hegemonie kirchentheoretisch zu hinterfragen, so wenig weiterführend empfinde ich den Fokus auf die praktische Seite der *mixed economy*. Natürlich versuchen auch die Erprobungsräume ein Kirchenbild der Vielfalt zu etablieren; was aber vor Ort diese Vielfalt gelingen lässt, sind Rezepte, die auch anderswo greifen: Allgemeine Regeln der Kommunikation und Kollegialität etc. Zur Stützung solcher Abschwächung scheinen mir zwei weitere Faktoren, mindestens bei den Erprobungsräumen in Mitteldeutschland, maßgebend:

Die Theorie der *mixed economy* stilisiert die Modelle zu Idealtypen: Die nichtparochiale Gemeindeform steht für das Neue, Innovative und spezialisierte, die parochiale für das herkömmliche, bewährte und generelle. In der Realität der EKM sind diese Eigenschaften nicht so klar verteilt. Da arbeitet die Kirchengemeinde in digitalen Räumen zeitgemäßer als der Erprobungsraum, der sich auf physische Beziehungen konzentriert. Oder der Erprobungsraum deckt im Dorf einen Großteil der kirchengemeindlichen Arbeit ab; während die Pfarrerin zu den Gottesdiensten selten vor Ort ist. Oder: Das Team des Erprobungsraumes besteht im Wesentlichen aus Kirchenältesten der Ortsgemeinde. Usw. Hier gibt es Mischungen, Variationen und viele Aktivitäten im Zwischenraum: Manchmal schwer zu sagen, ob dies der parochialen Logik folgt oder der nichtparochialen.

Corona hat hier zudem die Schemata irritiert. Vielleicht ist eine plakative Zuweisung auch gar nicht nötig. Die Buchbeiträge aus den Vielkirchenpfarrämtern belegen, wie die starren Zuordnungen versagen und Erproben eine Haltung wird, die beides durchziehen kann: die Ortsgemeinde und die anderen Formen.

Möglicherweise gilt für die Zukunft, was sich jetzt schon abzeichnet: Das Nebeneinander verschiedener Gemeindeformen im Sozialraum fordert uns seltener heraus. Weil die Dichte kirchlicher Stützpunkte allgemein zurückgeht. Und weil es wohl nur noch in Städten zu wahrnehmbaren Parallelstrukturen kommen wird. Angesichts zurückgehender Ressourcen wird sich Kirche immer weniger leisten können, Bewährtes und Innovatives nebeneinander zu pflegen. Es wird zu Entscheidungen kommen müssen. Aus meiner Sicht scheint die spannendere kybernetische Frage zu sein, was Kirche in Zukunft aufgeben wird.

Die Kunst des Sterbens: Wovon verabschieden wir uns?

Das will niemand gern. Obwohl uns die Abschiede faktisch seit Jahrzehnten begleiten, dem Weniger stellen wir uns faktisch kaum. In Theorie und Praxis umgeht Kirche nach wie vor das konzeptionelle Schrumpfen. Es wird verwaltet, aber wir setzen uns dem Niedergang selten aus. Wie ein Kollege pointiert bemerkte: »Wir haben die Flucht in die operative Notdurft kultiviert.« Weitgehend ausgeblendet werden Fragen nach der eigenen Verantwortung und dem Umsteuern für die Zukunft. Konsequenzen für die Praxis werden nicht gezogen: Volkskirche ist noch immer das Modell, der Sonntagsgottesdienst, die Parochie, die landeskirchliche Verwaltung. Alles geht so weiter wie bisher – nur kleiner, seltener und schwächer. Man hält sein Programm aufrecht, obwohl nicht nur innerkirchlich, sondern auch gesellschaftlich längst ein anderer Wind weht. Den Reformstau empfinden allerdings alle, fast alle. Deshalb werden neue Modelle frenetisch bejubelt und alle Hoffnung auf sie projiziert.

Das Neue will man – und das Alte auch! Da geht es den Landeskirchen im Großen wie dem Pfarrer im Kleinen, der als sendungsbewusster Anfänger in den Dienst kommt, und der Gemeindeleitung vorschlägt, regelmäßig Glaubenskurse anzubieten und ein neues Eltern-Kinder-Format am Samstag einzuführen. Und tatsächlich trifft er damit den Nerv der Ältesten. Sie freuen sich über seinen Elan und die aussichtsreichen neuen Wege. Unausgesprochen freilich bleibt, dass an

THOMAS SCHLEGEL

dem gewohnten Grundprogramm nicht gerüttelt werden darf. Das ist ja klar! In der Regel verstehen wir Neuerungen in evangelischer Kirche additiv: Sie treten neben das Bestehende und ergänzen es. Man hübscht das Nebeneinander rhetorisch mit der postmodernen Vielfalt auf: Es ist für jeden was dabei! Der volkskirchliche Reflex, allen eine Heimat bieten zu wollen, tut das Übrige: Wenn das hinter *mixed economy* steckt, ist es ein Euphemismus für fehlenden Mut, sich zu verabschieden.

Eine Überzeugung ist – gerade im Umkreis des Innovationsprogramms Erprobungsräume - gewachsen: Ohne konsequente Abschiede wird es auch keinen Neuanfang geben!³¹ Diese Aussage mag überraschen. Folgen die Erprobungsräume nicht der Idee, Innovationen neben dem Bestehenden zu etablieren? Gerade dadurch sollen sie auf das Gesamtsystem zurückstrahlen! Und so denken auch Erprobungsräume Innovation additiv. Ja, das ist richtig. Aber gerade, wo das Zurückstrahlen gelingt und ein innovatives Klima entsteht, wird deutlich: Viele Kollegen sind offen für Innovation und Neuanfänge inmitten ihrer ganz klassischen parochialen Arbeit. Das hat Corona bekräftigt. Aber sie können sie nicht umsetzen, wenn es keinen gezielten Kirchen-Lock-Down gibt, der Freiräume ermöglicht! Die Verwaltung des Bestehenden bindet sie derart, dass schlichtweg die Luft fehlt, neue Wege zu gehen. Das konzeptlose Schrumpfen mit dem »Immer weiter so« fällt uns doppelt vor die Füße. Weil sich dadurch die immer gleiche Arbeit so verdichtet hat, dass die Zeitgenossen noch weniger Nischen für Innovatives finden als ihre Elterngeneration. Wenn wir die innovationsfreudigen Menschen nicht noch weiter frustrieren wollen, benötigen sie Freiraum und Rückenstärkung für das Neue! Dazu müssen sie aber auch weglassen dürfen. Und der Abschied darf nicht nur auf ihren Schultern ruhen; sprich: Wegräumen ist eine Leitungsaufgabe.

³¹ Diesen Zusammenhang beschreibt ILSE JUNKERMANN bereits 2014. Denn neben die »Freiheit, sich auf den Weg zu machen« gehöre die »Freiheit, Abschied zu nehmen«: »Immer deutlicher wird, dass es auch einen geistlichen Prozess braucht. Es braucht die Freiheit, Abschied zu nehmen von den Bildern, wie Gemeinde sein soll, was alles zu ihrem »Programm«, zu ihrem Zeugnis und Dienst gehört und wie sie organisiert und strukturiert werden muss. So kommt zum Abschied vom Bisherigen, wie alles war, auch noch der Abschied von den inneren Leitbildern und Gewohnheiten zu denken und zu handeln.« (Gemeinde neu finden [s. Anm. 16], 3).

Die hier geschilderten Eindrücke habe ich durch viele Gespräche, vor allem mit jüngeren Kollegen gewonnen. Der Studientag, der im Doppelpack 2017 und 2019 in einer Kooperation von Erprobungsräumen und Bischofsbüro veranstaltet wurde³², hat dies überdeutlich gezeigt. Als die Landesbischöfin an das Ordinationsgespräch anknüpfte und an die Träume, die von Vielen damals geäußert wurden, berichteten die allermeisten: »Wir würden gern, aber wann und wie!?« Es waren emotionale Statements. Zwischen Freude über das »Nichts!« bis hin zum Frust, der sich in den folgenden Zeilen eines Landpfarrers widerspiegelt: »Mein Blick auf die Erprobungsräume ist geprägt durch den Frust aus meinem Pfarralltag. Ich erlebe als größtes Hemmnis das Aufrechterhalten von dysfunktionalem »Alten«. Mir scheint eine Schlüsselfrage: Wie erkennen wir, was aufgegeben werden muss und wie gelingen die notwendigen Entscheidungsprozesse? Meine Hoffnung wäre: Wenn erstmal Raum ist, kommt das Erproben.«³³

Keine Frage: Es ist sinnvoll, Menschen extra freizustellen für Innovation und Neuerung! Das geschieht in den Erprobungsräumen. Und dort entsteht viel Kreatives. Aber solches Freistellen kann immer nur exemplarisch erfolgen, um zu erproben, was möglich ist – und um ein Klima des Aufbruchs zu erzeugen. Aber es können nicht in allen Kirchenkreisen ebenso viele Pioniere ausgesandt werden, wie es Verkündigungsmitarbeiter jetzt schon gibt. Das liefe auf eine Verdoppelung der Strukturen hinaus – gerade in Zeiten drastischen Rückgangs! Das wird finanziell nicht gelingen.

Die Ressourcenfrage, personell und finanziell, gebietet also den ehrlichen Blick auf die notwendigen Abschiede: früher oder später wird die additive Logik versagen!³⁴ Es gibt neben diesen organisatorischen Erfordernissen aber noch ein gewichtiges geistliches Argument für den Mut, Bewährtes aufzugeben und lieb

³² Vgl. dazu den Beitrag 1.5 und die Ausführungen zum Jahr 2017.

³³ Werner Meyknecht, ein Mitglied der Steuerungsgruppe, in seinen Überlegungen zu den Erprobungsräumen (Sammlung [s. Anm. 4]). Weiter schreibt er: »Es braucht auch konsequentes Entscheiden gegen Dinge. Einige Innovationshemmnisse seitens der landeskirchlichen Strukturen bzw. Arbeitssituation von Hauptamtlichen sind seit Jahrzehnten ausreichend reflektiert. Was fehlt sind konsequente Entscheidungen zu deren Behebung.«

³⁴ Dann jedenfalls, wenn man Innovation und Erneuerung hauptamtlich denkt. Eine ehrenamtliche Bewegung der Kirchenreform lässt sich allerdings noch weniger planen. Allerdings sollte sie immer erbeten werden.

THOMAS SCHLEGEL

Gewordenes sein zu lassen. Vielleicht kann man es als eine geistliche Gesetzmäßigkeit beschreiben. Das, was in Joh 12,24 geschrieben steht, gilt sicher nicht nur von Jesu Tod und Auferstehung, sondern begegnet im individuellen und kollektiven Christsein: »Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein; wenn es aber erstirbt, bringt es viel Frucht.« Nicht zufälligerweise handelt es sich um den Wahlspruch der englischen Fresh-Expressions-Bewegung. Auf ihn bezog sich auch ein Superintendent der EKM, als ich ihn nach seinem »Motto« für die Neuerungen fragte, die er im Kirchenkreis angestoßen hat. Weiter meinte er, dass es gefährlich sei, wenn man in »Umbruchszeiten ... und Verunsicherung ... ins Machen geht, ins Tun ..., in die Aktion ... , und eigentlich alles tun will, dass das Samenkorn nicht in die Erde fällt – also man rettet alles Kleine irgendwie – solange, wie’s geht. Es darf nicht sterben ... Eigentlich brauchen diese Zeiten der Veränderung – glaub ich – genau das Andere: Also das sich Öffnen und Warten, bis es soweit ist, dass Neues wächst.«³⁵ Auch von katholischer Seite wird unlängst eine »Brachezeit«, eine »Zeit des Innehaltens« gefordert, »die wir brauchen, um wieder fruchtbar zu werden«³⁶.

Möglicherweise bedeuten Corona und der damit verbundene Lock Down bereits eine Zeit des Innehaltens für unsere Kirche? Sie trägt jedenfalls Merkmale einer Brache.

Denn eine Brachezeit verschafft Distanz und hilft so, mit kritischem Blick zurück zu schauen und sich von Irrwegen zu lösen. Sie ist mit Umkehr verbunden, selbst eine Form von Buße. Mit der biblischen und christlichen Tradition wissen wir, dass nur sie einen Neuanfang ermöglicht. Sich darauf als Institution einzulassen, verlangt neben dem Mut auch das Vertrauen, dass Gott in solchen Zeiten wirkt – obwohl wir gerade nichts tun. Ebenso benötigt es die Bereitschaft, sich auf schmerzhafteste Prozesse einzulassen – und vielleicht liegt gerade hier die Angst begründet, warum wir die notwendigen Abschiede nicht angehen, sondern voller Aktionismus das kirchliche Leben aufrecht erhalten: Sterben ist unangenehm und tut weh, bedeutet den Verlust kirchlicher Privilegien, gut gefüllter Haushalte und gesellschaftlichen Einflusses. Aber möglicherweise liegt in der Randstellung, die Kirche dann innehat, genau ihre Verheißung.³⁷ Es ist mindestens

³⁵ Zitiert bei SCHLEGEL/ZEHELEIN u. a., Landaufwärts (siehe Anm. 21), 224.

³⁶ WUNIBALD MÜLLER, Der Letzte macht das Licht aus? Lust auf Morgen in der Kirche – eine Ermutigung, Würzburg 2017, 20f.

auffällig, dass die Erprobungsräume sich zum großen Teil den Menschen an der Peripherie zuwendet und hier Resonanz mit dem Evangelium erleben.

Mit der Einsicht in die Notwendigkeit von Abschieden und ihrer inneren Verbindung mit Aufbrüchen stehen wir in den Erprobungsräumen der EKM keinesfalls allein. Auch die sozialwissenschaftliche und kybernetische Literatur bestätigt eine solche geistliche Sicht auf ihre Weise. Der infrastrukturelle Rückbau berge Chancen. Denn dadurch entstehe eine Lücke (»gap in use«), welche einerseits einen durchaus begrüßenswerten Innovationsdruck (»innovation pressure«) hervorruft, andererseits neue Möglichkeiten und Spielräume für Experimente bietet, die das Entstehen von Innovationen bedeuten können.³⁸ An anderer Stelle spricht Stephan Beetz davon, dass »Innovationen nicht nur aus ›Dichte‹, sondern auch ›in Freiräumen und Brachen‹ entstehen. Solche Nutzungslücken finden sich vor allem dort, wo die Erste Moderne ihre Projekte aufgegeben hat«³⁹.

An das Ende dieses Abschnitts möchte ich das beherzte Plädoyer einer amerikanischen Pastorin stellen. Sie hat Geschichten gesammelt und ausgewertet, Geschichten von »Kirchenschließungen und ihrer Auferstehung«. Sie ermutigt zum Loslassen, weil Gott in allen Abschieden neue Wege schenkt. Aber Loslassen sei schwer für Kirchen und ihre Gemeinden: »Churches for centuries have survived tough times with precisely the kind of resilience that may now show up as resistance to needed change. It may be difficult to discern how loyalty to a faith community through tough times becomes addiction to something that needs to die.«⁴⁰

³⁷ Vgl. ANDREA RICCARDI, *Die Peripherie – Ort der Krise und des Aufbruchs für die Kirche*, Würzburg 2017. Zu diesem Ergebnis kommt u. a. auch die schon angesprochene Doppelstudie zu den peripheren ländlichen Räumen (siehe Anm. 21).

³⁸ Vgl. BEETZ, STEPHAN / NEU, CLAUDIA, *From business development to quality of life. Innovation in rural north-east Germany*, in: *Outlook on AGRICULTURE* 35, 2006², 137–142, 138 f.

³⁹ BEETZ, STEPHAN, *Innovationsmilieus* (s. Anm. 11), 55.

⁴⁰ Verdeutscht: »Kirchengemeinden haben jahrhundertlang durchgehalten mit einer besonderen Robustheit und Hartnäckigkeit – die sich allerdings in unseren Tagen als Widerstand gegen den längst fälligen Wandel erweisen könnte. Es ist gar nicht so einfach, in schweren Zeiten folgende Haltungen zu unterscheiden: die treue Loyalität zur eigenen Tradition von einem verengten Beharren an dem, was eigentlich sterben sollte.« (L. GAIL IRWIN, *Toward the Better Country, Church Closure and Resurrection*, Eugene 2014, 23).